

Zeitschrift: Rorschacher Neujahrsblatt
Band: 47 (1957)

Artikel: Unser Nebelspalter : ein munterer Streifzug in die Pressekunde
Autor: Thürer, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-947556>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

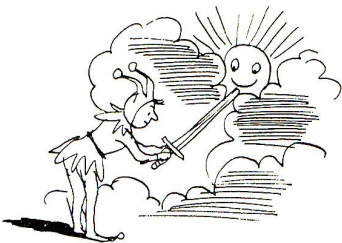
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unser Nebelspalter



Ein munterer Streifzug in die Pressekunde

Von Prof. Dr. Georg Thürer

Man wird es noch erleben, daß der Nebelspalter, wenn er seine jetzige Haltung beibehält, zu einem schweizerischen Quellenwerk ersten Ranges wird, auf das spätere Generationen nicht verzichten können; die lebenden sollten es erst recht nicht tun.
R.H. Thurgauer Zeitung 1934

Vom Standort

Der Nebelspalter erscheint nicht irgendwo. Er hat seit einem Menschenalter seinen ausgesuchten Standort. Mit seinem Sinn für gutes Herkommen hat er sich in jenem Winkel der Erde niedergelassen, wo einst die älteste Zeitung Europas herauskam, der in «Rorschach am Bodensee» gedruckte «Annus Christi» von 1597. Dessen Drucker, Leonhard Straub von St. Gallen, hätte ein Liedlein von der Zensur singen können, und auch der heutige Herausgeber und Verleger des Nebelspalters, alt Ständeratspräsident Ernst Löpfe-Benz, könnte in seinen Memoiren ein Kapitelchen vom staatlichen Druck auf die Drucker schreiben, wenn er an die Zeit dächte, da das Tausendjährige Reich seinen Schatten über unser Land warf. Der Nebelspalter weiß, was es heißt, am Wetterwinkel des Bodensees zu wohnen, und zwar in der offensten Gegend der Schweiz – was sollte er da nicht eine offene Sprache führen! Freilich freut er sich in dieser windigen Welt eines starken Rückhalts. Sein famoser Bildredaktor Carl Böckli hat nämlich seine zeichnerische Wetterwarte eine gute Wegstunde weiter oben errichtet. Das bedeutet nicht nur, daß er dort in Heiden oben genau doppelt so hoch wohnt wie die Leute am See unten und damit einen ungemeinen Überblick genießt (eine nahe Anhöhe heißt denn auch «Fünfländerblick»!). Nein, er wohnt auch in einem andern Kanton, nämlich im Appenzellerlande. Das kommt wiederum nicht von ungefähr. Würden alle schweizerischen Kantone dem Bundespräsidenten am 1. August eine bezeichnende Blume bringen, Uri seine Edel-

weiß, Schwyz die letzten Alpenrosen usw., so brächten die Appenzeller ihre Disteln, zweitens, weil sie schön sind und erstens, weil sie spitz sind. Die Appenzeller haben Mutterwitz. Das weiß und schätzt der Nebelspalter. Der Appenzellerwitz ist eine Frucht der Freiheit. Es ist kein Zufall, daß das Appenzellerland als die Heimat der schweizerischen Pressefreiheit angesprochen werden kann. Und ohne Pressefreiheit kein Nebelspalter! Jeder echte Witz wirkt befreiend, hieß doch «Witz» einst Geist, ein Zusammenhang, den man beim französischen Worte «esprit» noch deutlicher spürt. Item, ein altes Appenzeller Recht soll es allen verurteilten Landleuten gestattet haben, drei Tage nach ergangenem Spruch über das Gericht und die Gegenpartei zu schimpfen, d. h. den Kropf zu leeren. Die Appenzeller haben diese Freikarte in die Schimpf-Arena wohl weidlich benutzt, und die sozialhygienische Wirkung auf die Volksseele war gewiß nicht nur übel. Allein auch die ernste Landsgemeinde – und die Außerrhoder haben die feierlichste aller Landsgemeinden! – hatte einst in der «Naregmänd» ihr Gegenstück, indem auf ihr muntere Burschen die Landesämter auf ihre Weise verteilten und verwalteten. Gewiß wird man damals im Zeitalter des gesprochenen Wortes bei diesem Anlaß manchen Scherz vernommen haben, dessen Gegenstücke heute dem Nebelspalter anvertraut werden, der sie einer großen Lesergemeinde weitergibt. Ob wohl der Nebelspalter selber auch im Brauchtum wurzelt? Deutet am Ende sein Name dahin zurück?

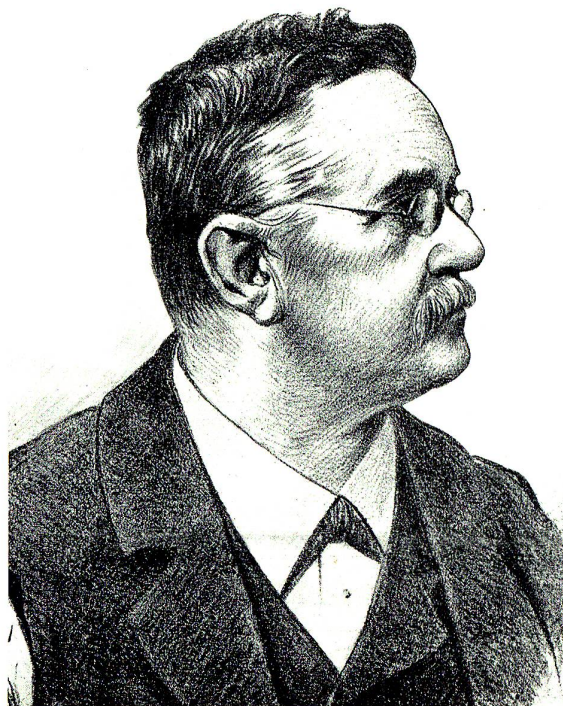
Der merkwürdige Name

So geläufig jedem Schweizerkinde heute der Name «Nebelspalter» ist, so seltsam ist er im Grunde. Ist der Name uralte, oder wurde er für die Zeitschrift neu erdacht? Das Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache (Idiotikon) kennt ihn nicht. Es erwähnt nur nebenbei, daß im Ausdruck «Nebli» der Nebel als dämonisches Wesen gedacht sei, daß «dNäbel abela» heiße: ein verdrießliches Gesicht machen, daß Nebel auch Schwindel und Nichts bedeute usw. Auch Gotthelf brauchte die Wendung «s hät Nebel am Berg», um auszudrücken, daß jemand trüb und wirr im Kopfe sei. In der Heimat Gotthelfs finden wir aber doch eine aufhellende Spur unserer Namensdeutung. In seiner unlängst verfaßten und noch ungedruckten «Bernischen Theatergeschichte» (Manuskript Seite 6) schreibt Dr. Edmund Stadler:

«Noch im 19. Jahrhundert tagte im Emmental das «Ungricht», ein theatralisches Sittengericht, das Burschen als Richter, Weibel und Männer im Ring über fehlbare Dorfbewohner hielten. Ein nächtliches Hornergericht kannte zur selben Zeit noch das Simmental. Vor den Häusern von Jungvermählten oder Brautleuten, die sich auf irgendeine Weise vergangen hatten, hielt eine mit einer spitzen Kopfbedeckung, dem sogenannten «Nebelspalter», bedeckte Maske mit kreischender, verstellter Stimme Gericht über zwei in Lumpen gehüllte Jünglinge, welche die Schuldigen darstellten. Ein breitschultriger Bursche mit einem künstlichen Höcker spielte den Ankläger. Seine Kumpanen, deren Anführer auf einem dünnen Klepper ritt, stellten die Geschworenen dar. Nachdem man die Brautleute zum Tode verurteilt hatte, wurden an Stelle ihrer Darsteller zwei maskierte Puppen an einem Galgen aufgehängt und verbrannt. Das durchaus als Theater zu wertende Gerichtsspiel beleuchteten lodernde Pechfackeln in gespenstiger Weise und begleiteten Dissonanzen einer Katzenmusik.» Hier tritt also der «Nebelspalter» leibhaftig auf, und wenn wir auch nicht in der Lage sind, den Zusammenhang zwischen dem Berner Nebelspalter des Brauchtums und der späteren gesamtschweizerischen humoristischen Wochenzeitung in seinen Übergängen zu belegen, so dürfte es doch klar sein, daß der merkwürdige Name nicht erfunden, sondern übernommen worden ist.

Aller Anfang ist keck: Die Aera Nötzli 1875–1900

Der Nebelspalter ist kein Jahr jünger als die heutige Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Die Totalrevision von 1874 hatte die demokratischen Grundrechte verstärkt, im Zeichen des Kulturkampfes das konservative Element beider Konfessionen zurückgedrängt und man glaubte an den Fortschritt. Diesen Geist atmete denn auch die erste Nummer des Nebelspalters, welche zu Neujahr 1875 als vierseitiges Blatt erschien, das nur Schwarz-Weiß-Bilder kannte, aber im Jahre doch Fr. 10.– kostete, was damals sehr viel Geld war. Angriffig war die Sprache. Goethes «Faust» wird beschworen: «Frisiert und geschoren wird jeglicher Zopf, belächelt Unsinn



Jean Nötzli

Gründer, Verleger und Redaktor des Nebelspalters
22. April 1844 – 21. April 1900

und Fehler.» Das Blatt macht kein Hehl aus seinen Neigungen und Abneigungen. «Jesuiten kann ich nicht leiden», aber:

Gehorsamer Diener! Dem Fortschritt sei
Hochflatternd die Fahne gehalten,
Zerschmolzen das konservative Blei,
Der Holzstock der Dogmen gespalten.

Das Titelbild zeigt einen Federkiel, der wie ein Speer in Nebelschwaden hineinsticht, und ein Narr schert Nebel entzwei. Der Gründer des Nebelspalters, Jean Nötzli (1844 bis 1900), war ein auflüpfiger Zürcher, dem man es gleichsam zeitlebens ansprach, daß er im Jahre des ersten Freischarenzuges zur Welt gekommen war. Zu welchen Häuptern blickte er auf? Die zweite Nummer zeigte im Großbild, möglichst vorteilhaft, also keineswegs als Karikatur, den neuen Bundespräsidenten J. J. Scherer, den demokratischen Bauernsohn aus dem zürcherischen Schönenberg, welcher sein Rüstzeug an der «Universität des praktischen Lebens» geholt hatte. Die vierte Nummer huldigt in gleicher Weise dem Glarner Staatsmann Dr. h. c. J. J. Blumer, der nun dem ständigen Bundesgericht in Lausanne vorstand. Die Liberalen erhalten gelegentlich einen Hieb. An der Urne sorgen sie: «Daß mir nur kein Demokrat herauskommt! Wir wollen kein Parteilager mehr, sondern eine Regierung für uns – pardon, für alle!» Der Staatsdichter Gottfried Keller, der in seiner



Illustrirtes humoristisch-politisches Wochenblatt.

Verantwortliche Redaktion: Jean Nötli.

Verlag und Expedition: Hofgasse Nr. 2.

Abonnementsbedingungen:

Für 3 Monate Fr. 3. — 6 Monate Fr. 5. — 12 Monate Fr. 10. — franko für die Schweiz; für das Ausland mit Porto-Zuschlag. Abonnements nehmen entgegen alle Postämter des In- und Auslandes; in Zürich die Expedition, sowie sämtliche Ablagen; ferner in:

Karau: H. N. Sauerländer, Buchhandlung.

Chur: L. Hitz, Buchhandlung.

St. Gallen: Scheitlin'sche Buchhandlung.

Basel: Chr. Meyri, Buchhandlung.

Luzern: Dolefschal's Buchhandlung.

Winterthur: Bleuler-Hausheer & Cie, Buchhandl.

Bern: F. Blom, Annoncen Expedition.

Schaffhausen: C. Enoch, Buchhandlung.

Zürich: Schabelitz'sche Buchhandl. (Casar Schmidt).

Erscheint jeden Samstag.

Briefe und Gelder franko.

Titel der ersten Nummer 1875

Frühzeit an einem Blatte dieser Art gerne mitgearbeitet hätte, sieht sein Gedicht «Schlafwandel» eines Tages in einer Parodie im Nebelspalter – es mußte also stadt- und landbekannt sein. Der Einsatz «Im afrikanischen Felsental...» war dem weltgeschichtlichen Inhalt entsprechend abgewandelt in den Anfang «Im versailleianischen Sitzungssaal...». Die lokale Politik wird in oft köstlicher Frische von zwei Paaren in Gesprächsform durchgehechelt. Herr Feusi und Frau Stadtrichter kennen sich vor allem in stadtzürcherischen Fragen aus, während Chueri und Rägeli auch auf der Landschaft Bescheid wissen. Wir finden allerdings nicht mehr alles, worüber unsere Urgroßeltern lachen sollten, so spottberechtigt wie Jean Nötli und seine Leute der Siebzigerjahre. So macht sich z. B. die Rägeli darüber lustig, daß die Obrigkeit beim Einläuten des Gottesdienstes keine Arbeit auf der Straße duldet. War da ein Herr, der beim Bahnhof die Stiefel putzen lassen wollte. «Er hebt s Bei uf. De Wichser wilst, und bim Tüfel grad, wo sett de zweit Schueh putzt werde, fangts a illüüte. De Wichser nüd fuul, packt sy Putzerei i und seit, er dörf nümme fertig mache, sust werd er gstruft und dä Herr hät müesse zahle – zahle hät er müesse – und mit

emä putzte und emä uputzte Stifel furt.» Hin und wieder, wenn man das Blatt der Kirchenfeindschaft zieh, gab es sich Mühe, zu zeigen, daß unkirchlich noch lange nicht unchristlich bedeute. So schrieb es 1893 «den christlichen Priestern ins Stammbuch»:

Das Christentum, ihr frommen Leute,
War ehdem nicht, was es ist heute.
Es war der Glaube der Bedrückten
Und nicht der Glaube der Beglückten.

«Geh hin und teile mit den Armen
Und übe christliches Erbarmen,
Und liebe wie dich selbst den Nächsten!»
So war die Lehr des Allerhöchsten.

Greift nur zu diesem Grundtext wieder
Herzhaft zurück, ihr frommen Brüder!
Ihr werdet helle Wunder sehen;
Das Christentum wird neu erstehen.

Der Nebelspalter wollte indessen nicht den Staat als den großen Einzieher und Ausgleicher für das gesamte Leben eingesetzt wissen. Im gleichen Jahrgang 1893 begegnen wir einem

doppelseitigen Mehrfarbenbild, das « die schweizerische Politik der Stunde » verhöhnt. Es spielt mit dem Wort «Subventio», das in Silben zerspalten und zugleich schweizerdeutsch begriffen wird: Supp' wänd si o. Man blickt in den Bundeshaushalt hinein. Der Bundesofen wird mit Scheitern geheizt, welche die Aufschrift «Alkohol» – «Post» – «Zölle» und «Telegraph» tragen. Im Hintergrunde sieht man als weitere Kraftspender das Tabakmonopol, das Banknotenmonopol und die Zündhölzli. Zwei Bundesväter schöpfen nun allem Volk Suppe aus vollen Subventionsschüsseln. Wer möchte sich da nicht herzdrängen! Lehrer, Bauernbund, Gewerbe, die Urheber von Ausstellungsplänen kommen, aber auch der Künstler. Ist dieser kühn ausschreitende Kerl mit der Zeichnungsmappe Frank Buchser, der zehn Jahre zuvor in einer Eingabe an den hohen Bundesrat eine jährliche Nationale Kunstausstellung mit Bundeshilfe gefordert hatte, um unsern Künstlern auch in der Heimat Gelegenheit zu Anerkennung zu verschaffen? Oder wollte sich hier Johann Friedrich Boscovits, der Hauptzeichner des Nebelspalters während seiner ersten Jahrzehnte, selber darstellen? Dieser junge Ungar war 1845 in Budapest geboren worden und nach Studien in Wien, Mailand und München 1869 nach Zürich gekommen, wo er das Bürgerrecht erwarb (1887). Bei der Gründung des Nebelspalters war er wie dessen Herausgeber Nötzli dreißig Jahre alt. Boscovits brachte zum Urzürchertum seines Freundes – die Nötzli von Höngg reichen ins Jahrhundert Rudolf Bruns und der ersten Zünfte zurück – den Schwung des Fremden. Dem Namen Boscovits begegnet man über achtzig Jahre hinweg bis in die allerjüngsten Jahrgänge des Nebelspalters hinein, denn der Sohn, Fritz Boscovits, hat dem Berufe und Blatte seines Vaters die Treue gehalten. Um die Jahrhundertwende arbeitete auch W. Lehmann-Schramm als Zeichner mit. Die 17. Nummer des Jahrgangs 1900 brachte in der heitern Zeitschrift die traurige Kunde, daß Jean Nötzli, der «stets im Kampf für Recht und Freiheit» gestanden habe, an einem Hirnschlag gestorben sei, wenige Stunden nachdem er die letzte Nummer abgeschlossen hatte. «Falsches litt er nie.» Und wenn auch selten ein Mensch so edel ist, wie es der Nachruf behauptet (und wiederum die meisten minder schlecht sind als ihr Leumund), so wird man Jean Nötzli die Freude am herzhaften An- und Aufgreifen nicht absprechen. Er konnte auch ins Volk hineinhören und war zweifellos vom Drange erfüllt, dem Volke auf heitere Weise freie Bahn zu hohen Zielen zu brechen. Dabei bekam er zwar nicht ein eigenes Denkmal, aber in der sitzenden Männerfigur des Escher-Brunnens am Zürcher Bahnhofplatz wacht er weiterhin über seine Stadt – er saß dem Bildhauer Modell. Selbst die Dichterin Isabella Kaiser schrieb ihm einen poetischen Nachruf.

Unter Papa Boscovits ins neue Jahrhundert

Nötzli hat ein Kampfblatt hinterlassen. Es teilte, in der Regel aus mutiger Mitte, die Hiebe nach rechts und links aus. In jener letzten, wohl noch von ihm druckfertig gestellten Nummer zum 1. Mai wird der Großaktionär Anselm Gieriger aus dem Villenviertel Viperloch verhöhnt, weil ihm in der Früh-

lingswelt nur der Gesang der Dompfaffen zusagt; im übrigen wecke die Wärme nur die Lust zum Streiken und zur Liebe, und das seien volksverderbende Triebe. Die Sozialisten lasen, wie ein Vater – gleich Vater Tell, der seinen Knaben auf dem Gange nach Altdorf politisch erzog – seinen Buben in die politische Farbenlehre einführt.

Knabe: Was tun die vielen Männer dort im Sonntagsgewand?

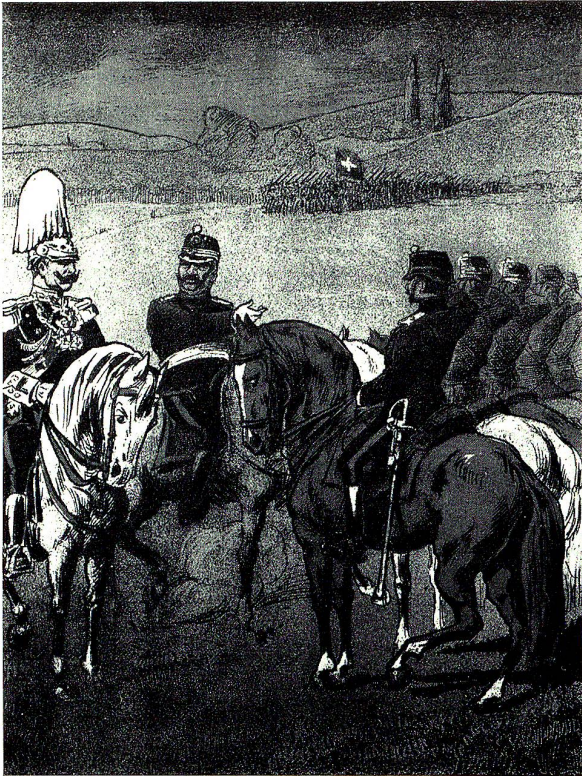
Vater: Sie machen Blauen.

Knabe: Wenn sie aber doch Blauen machen – warum tragen sie das rote Bändchen im Knopfloch?

Außenpolitisch empfand der Freiheitsfreund damals mit den Buren. Er machte sich über die schöngefärbten englischen Kriegsberichte im Burenkrieg lustig. Ein Bild zeigt einen Engländer inmitten zweier Buren. Er meldet: «Herr Hauptmann, ich habe zwei Buren gefangen.» Der Hauptmann ermuntert ihn: «Na, also, dann bringt's her», worauf der englische Soldat ausruft: «Ich möcht schon, aber die Luder lassen mich nicht gehen.» Ja, Alfred Beetschen veröffentlichte geradezu ein «Buren-Schlachtlied», das er mit «Dietrich von Bern» unterschrieb. Dieser Berner Oberländer löste Lehrer J. Hauser in der Leitung des Textteiles ab, während F. Boscovits den zeichnerischen Teil allein betreute. Er hatte auch nach dem Tode Nötzlis das Verlagsrecht übernommen. Es zeigte sich indessen, daß er den draufgängerischen Galopp des Gründers Nötzli nicht durchzuhalten vermochte. Mildere Winde eines politisch gemäßigeren Klimas durchwehten das Blatt. Als er, der erste Mitarbeiter aus der Gründerzeit, sich Ende 1912 zur «Speerübergabe» entschloß, wollte das heroische Wort und Bild nicht recht zum Text der Mitteilung passen, wonach «der verehrte Papa mit dem jungen Herzen» den Schlafrock anziehen wolle. Der neue Redaktor Fritz Ebersold versichert uns, daß er bereits hervorragende Schweizer Schriftsteller zur Mitarbeit gewonnen habe, und in der Tat begegnen uns damals die Namen Alfred Huggenberger, Karl Friedrich Wiegand und Meinrad Lienert mit erfreulichen Werkproben. Der Redaktor war sich klar über die Grenzen des Wohlwollens im Volke: «Auf die Zufriedenheit aller wird die Leitung eines solchen Blattes zum vornherein verzichten müssen, nicht zum wenigsten deshalb, weil die Haut des Schweizers gegen Kritik und Satyre bekanntermaßen sehr empfindlich ist, während jedes Lob, besonders wenn es aus dem Auslande gesendet wird, überaus dankbar aufgenommen wird.»

Man kann nun allerdings auch nicht sagen, daß damals der Nebelspalter selber Fremden gegenüber mit Lob gekargt hätte, zumal wenn der Gast eine Krone trug. Man höre z. B. die – keineswegs ironisch gedachten – Wortfanfaren, welche Seiner Majestät Kaiser Wilhelm II. bei seinem Besuche vom Frühherbst 1912 entgegenschmetteten:

Seht! Wie die Banner grüßend Euch umflattern.
Die Mannschaft freut sich Ihrer Gegenwart.
Hört Ihr's durchs Talgeländ zum Hügel knattern?
Fürwahr, das Pulver wird heut nicht gespart!
Hei! Wies vorüberflitz mit Hufgestampfe!
Kommandoruf! Das Sempachlied ertönt!
Und mitten drin, umschwebt vom Pulverdampfe,
Der Kaiser, den die Friedensliebe krönt.



Im Felde

Oberstcorpskommandant: Gestatten, Majestät, Vorstellung:
 mein erster Sohn, Gardekorps-Bataillonskommandant;
 mein zweiter Sohn, Generalstabsoffizier Brigadestab;
 mein Schwiegersohn, Generalstabsoffizier Korpsstab;
 der Bruder meines Schwiegersohnes, Generalstabsoffizier Divisionsstab;
 der Br

Kaiser Wilhelm: Danke, danke, das Milizsystem hat wirklich einen
 sehr familiären Zug

August 1912

So geleitet der Poet als Schleppenträger den Kaiser ins Berner Oberland, und wie der hohe Gast die eisgepanzerte Jungfrau vor sich sieht, bricht der Hofdichter in den Ruf aus: «Sich gegenüberstehn zwei Majestäten». Höher gehts nimmer! Freilich, zur republikanischen Ehre sei's gesagt, daß der Nebelspalter auch diese politischen Weihrauchnebel wieder gespalten hat. Post festum schrieb er:

In Zürich hat man den hohen Gast
 Wohl in die «Enge» getrieben,
 Doch haben die Zürcher wirklich Grund,
 Den Kaiser recht sehr zu lieben.

Wie mancher aus Deutschlands Gauen blieb
 Im schönen Zürich noch hängen.
 Der Kaiser aber kam und ist
 Nach drei Tagen wieder gegangen.

Und als er über die Grenze fuhr,
 War grenzenlos unsere Freude.

Die dem Kaiser entgegenbrandende Begeisterungsflut hatte selbst die Wasser linkerhand, die Genossen Greulichs und Grimms, in die allgemeine Strömung mitgerissen:

Einig alle Eidgenossen,
 Die politisch sonst gespalten.
 Hurra! brüllten selbst Genossen,
 Die sonst «greulich» – «grimmig» schalten.

Eines der besten Bilder jener Zeit zeigt indessen, wie Oberstcorpskommandant Ulrich Wille dem Kaiser seine Söhne, den Schwiegersohn und dessen Bruder an der Spitze schweizerischer Truppenkörper vorstellt, was den Kaiser zur Bemerkung veranlaßt, daß unsere Miliz wirklich einen «sehr familiären Zug» habe.

Durch den Ersten Weltkrieg zur Krise

(Jean Frey, 1914–1921)

Die große Frage war, ob der vom politisch-satirischen Kampforgan zum harmlosen Witzblatt gewordene Nebelspalter sich in die durch die Zeit geforderte Kampfstellung zurückbegeben, wenn sich Kaiser Wilhelm II. doch als nicht so friedfertig enthüllen werde, wie man es bei den Kaisermanövern von 1912 gerne annahm. Im Schicksalsjahr 1914 übernahm der Buchdruckereibesitzer und Verleger Jean Frey das Blatt. Er verzichtete auf den Kulturkampf der Gründerjahre und erkannte die Möglichkeit einer würdig-nationalen Haltung im Völkerringen nicht. Er war wohl auch, gleich vielen andern Deutschschweizern jener Jahre, dem kaiserlichen Deutschland persönlich zu verbunden, um frei heraus zu sagen, was die Stunde und die Wahrheit geboten. Wohl berief Jean Frey in Paul Alther einen fähigen Redaktor, der nun mit neugewonnenen Mitarbeitern auch den Bildteil abwechslungsreicher gestaltete. Dennoch vermochte der neue Kurs nicht die Liebe des Volkes zu gewinnen, wie es im Zweiten Weltkrieg der Fall sein sollte. Vom Sinn für Neutralität, die ja hierzulande eine Richtlinie des Staates und keine Gesinnungsneutralität des Einzelnen ist, war zunächst recht wenig zu spüren. Am 5. Dezember 1914 gab der Nebelspalter «Die zehn Gebote des Neutralen» heraus, dessen erstes lautete: «Du darfst keine andere Meinung haben als keine.» Als neun Tage darauf Carl Spitteler seine große Rechenschaft über die Gewissensfrage «Unser Schweizer Standpunkt» ablegte, hatte der Nebelspalter für eine solche ernste Sache wenig übrig. Es war wohl kein Zufall, daß er damals auch ein Gedicht mit dem Titel «Unser Standpunkt» erscheinen ließ, das in die beiden Strophen ausplätscherte:

Unsern Standpunkt aufzufinden,
 Wird beinahe zum Problem,
 Und man schreibt darüber Spalten
 Dieserhalb und außerdem –

Und bis sich gelöst das Rätsel,
 Welcher Punkt zum Stehen sei,
 Mühe ich mich zu verdauen
 Das Neutralitätsgeschrei.

Es dauerte Wochen und Monate, bis sich Ende Januar und im März Federn und Stift für Spitteler wehrten, der damals die Freundschaft der Deutschen einbüßte. Wie deutschfreundlich der Nebelspalter die Neutralität auffaßte, ersah man aus dem Akrostichon, das durch die Anfangsbuchstaben der Verszeilen dieses Leitwort bildet. Darin lauten zwei Zeilen:

Trotzt, Tellensöhne, jeglicher Entente
Auf diesem oder jenem Kontinente.

Die Alpenburg schien sich in jenen ersten Kriegsmonaten besser als Zufluchtsstätte der seltenen Tiere denn als Réduit national zu eignen. Als eine Militärpatrouille im neuen Nationalpark einen Bären sah – es sollte das letzte Mal sein, daß dieses Tier in der Schweiz freilebend gesichtet wurde –, jubelte der Nebelspalter auf über den «Ursus grisonis redivivus», nachdem man mehrere Sommer hindurch nur noch vom ursus saesonis (Saisonbär!) gehört hatte.

Doch als er den Nationalpark sah –
«Ubi bene, ibi patria!»,
Rief der so mystisch gewordene Bär
Und kam wiederum körperlich-leiblich einher.

Wohl fehlte es nicht an gelegentlich träfen Witzen und pakenden Bildern, wie z. B. die Darstellung des «Gerüchtes» von Boscovits, dem ältern. Auch boten z. B. die Fragen der Rationierung dem Nebelspalter hundertfach Gelegenheit, sich gleichsam an den Stubentisch zu setzen, den Mangel mit Humor erträglicher werden zu lassen und auch Ungerechtigkeiten zu brandmarken. Aber die Besinnung auf das Eigene, welche zu Beginn des Zweiten Weltkrieges unser Volk beseelte, war 1914/15 ohne die zu vermutende Vorläuferin, wiewohl auch eine Landesausstellung in die Kriegswirren hineinragte als Stätte der innern Sammlung. Nur recht vereinzelt vernahm man Weckrufe wie das Gedicht «Unser Styl»:

Wir haben eine neue Stadt gebaut,
Wir türmten Quadersteine voller Macht.
Wir haben's bei den Nachbarn abgeschaut,
Wie man den Protz zu einem Style macht.

Bierhäuser wie gewaltige Walhallen,
Dazu ägyptisch angehaucht,
Drin Schweizerworte mehr und mehr verhallen,
Und unsre Eigenart in Qualm verrauht. (L. v. M.)

Es entstand aber kein Landi-Stil als Ausdruck redlicher Schweizerart, zweckmäßig, schlicht und licht, ein Stil, der angestammte Elemente ehrte, indem er sie zeitgemäß verwendet hätte! Auch der Nebelspalter hatte keinen überzeugenden Stil in seiner Aussage. So blieb das Volk trotz bedeutenden Beiträgen einzelner Künstler seinem heitern Herold gegenüber kühl. Oder war die Zeit wirklich zu ernst? Drückten die mehr als fünfzig Kriegsmonate zu sehr? War der Generalstreik mit der anschließenden Grippewelle eine zu harte Erschütterung? Und zehrte die anschleichende Krise auch an der Lebenskraft des einst muntern Kämpfers, der nun in den letzten Jahren seines Landsturmalters stand? Jedenfalls ging die Bezüger- und Käuferzahl in erschreckendem Maße zurück. Jean Frey, dem die Niederlage Deutschlands arg zugesetzt hatte, traute



Zum Abschied

Freund, hier hast Du meinen Speer,
meinem Arm wird er zu schwer ...

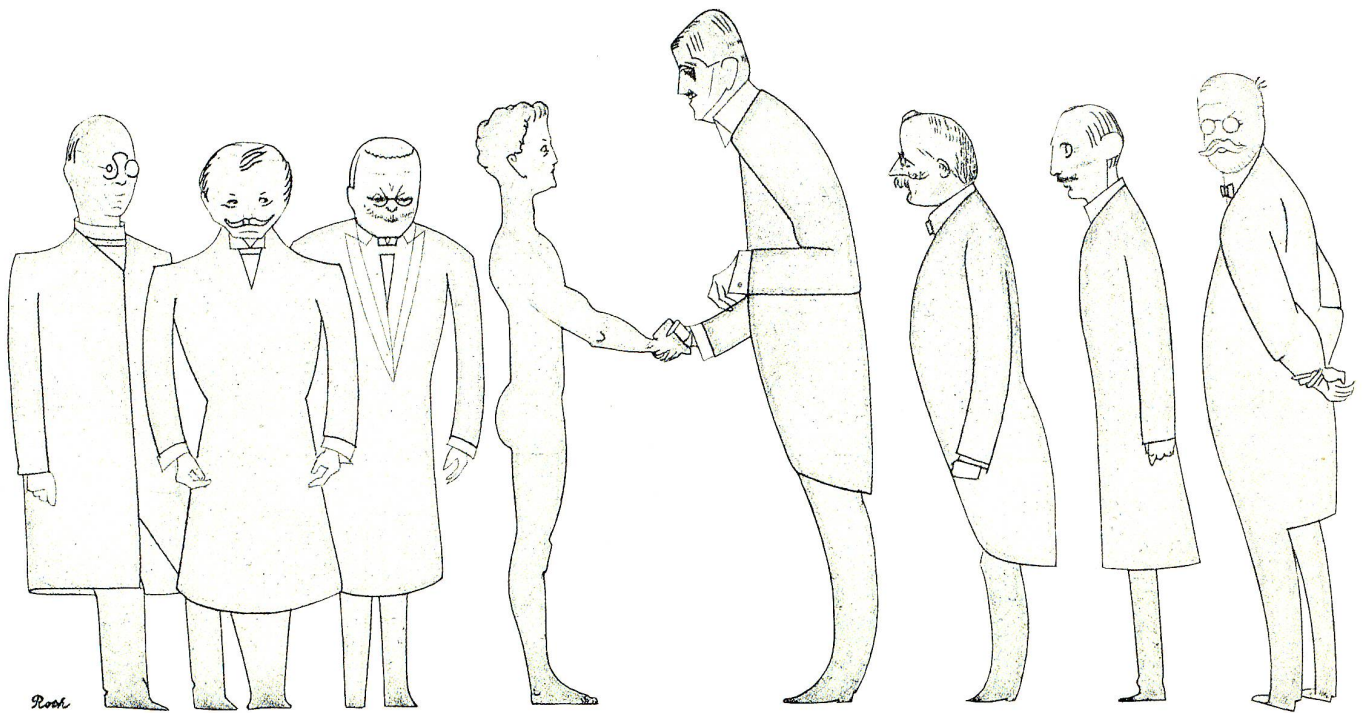
(Nötzli übergibt den Speer seinem Freunde Boscovits)

November 1912

sich die Kraft, den Nebelspalter neu zu beleben, nicht mehr zu. Ende 1921 teilte er seinen Lesern, kleinlaut in einem einzigen Satze, ohne ein empfehlendes Wort mit, daß sein Blatt künftig in Rorschach erscheine.

Ernst Löpfe-Benz unternimmt ein Wagnis

Der neue Inhaber, der vierundvierzigjährige Ernst Löpfe, berief den frühern Redaktor Paul Alther in die Redaktion, und mit ihm gestalteten Künstler wie Ernst Morgenthaler, Otto Baumberger, Rabinovitch, Nef, Glinz, Schnyder, Pauli und Roth den Bildteil. Zu Neujahr 1922 schmückte der Künstler Ernst Morgenthaler das Titelbild. Der Verleger sah bald ein, wie nötig er damals die Glückwünsche zum guten Neujahr hatte. Und Mittel obendrein! Von den berechneten rund 3000 Stück, die man von jeder Nummer im Abonnement und im Einzelverkauf absetzen konnte, war nämlich keine Rede mehr. Statt eines Regimentes von Abonnenten blieb dem neuen Verleger bei der ersten Nachnahme kaum ein halbes Bataillon. Nur 380 Bezüger bildeten das Häuflein der



Des neuen Nebespalters Empfang beim Bundesrat

Januar 1922

Getreuen. Dem neuen Verleger standen sehr verlustreiche Jahre bevor. So hatte gewiß der Herausgeber weniger Spaß an seiner humoristischen Wochenschrift als die Leser. Eine Zwergauflage ermuntert auch die Inserenten nicht, sich an die lächelnden und darum gutgelaunten Leser zu wenden. Zudem erreichte damals die Arbeitslosenzahl der Schweiz eine sechsstellige Zahl wie nie zuvor und nie seither. Es standen 130 000 Opfer der Krise am Markte. Da gab es wenig zu lachen. In widerlichem Unverstand machte man sich zudem darüber lustig, daß der Nebespalter seinen eigenen Weg gehen wollte. Er werde ja doch nie die Höhe eines *(Simplizissimus)* erreichen. Als ob diese Art deutschen Humors für andere Länder der einzige Maßstab gewesen wäre! « Es war eine schmerzliche Enttäuschung, daß wir damals in Bezug auf Humor und Satire eine deutsche Provinz waren, in der die deutschen Schwiegermütter- und Professorenwitze, der Spott am preußischen Offiziersadel humoristisches Gedanken- gut sein sollten », schreibt der Herausgeber im Rückblick auf jene bitteren Jahre. « Selten hörten wir ein ermutigendes Wort, fanden selten Verständnis dafür, daß der Nebespalter berufen sei, eine schweizerische Mission zu erfüllen, Kritik an schweizerischen Geschehnissen zu üben, schweizerischen Künstlern Gelegenheit zu geben, ihr Können in den Dienst nationaler Aufgaben zu stellen. » An diesem Vorurteil waren denn auch alle bisherigen humoristisch-satirischen Zeitschriften der Schweiz gescheitert. Sollte auch der Nebespalter eingehen? Es war nicht die Art von Löpfe-Benz, der auch in der politischen Arena mit blanker Klinge focht, eine einmal als wahr,

berechtigt, ja nötig erkannte Sache preiszugeben. In zäher Arbeit war nach zehn Jahren die Zahl der Abonnenten auf 9000 angestiegen. Das war gegenüber dem Start beträchtlich, bot aber doch noch nicht die Grundlage, die das Unternehmen wirtschaftlich getragen hätte und gewährleistet auch die beabsichtigte Wirkung auf das Volksganze noch keineswegs. Ein Wettbewerb sollte dem Blatte neue Künstler zuführen.

Der große Glücksfall: Begegnung mit Carl Böckli

Man hat oft über Wettbewerbe gespottet, aber sie haben wenigstens ein Gutes. Sie rücken die Altbewährten, Hochbetränzten und die Neuen ohne Namen auf die gleiche Ebene. So tauchen bisher Unbekannte im Blickfelde auf, was sowohl den Veranstaltern wie auch den jungen Künstlern zugute kommt. Dieses Glück widerfuhr auch dem Nebespalter. Nicht daß der kommende Mann gleich in den ersten Rängen erschienen wäre, als damals die Jury die Preise zusprach. Nun, der Mann hieß Carl Böckli, war Graphiker seines Zeichens und wohnte in St. Gallen droben. Der Herausgeber ließ es nicht beim Preislein bewenden. Mit dem ihm eigenen Fingerspitzengefühl suchte der Verleger ihn auf und lud ihn zur regelmäßigen Mitarbeit ein. Das war im Jahre 1923, und im Jahre 1927 wurde Carl Böckli die Redaktion übertragen. Dankbar und rückhaltlos anerkennend erklärte der Herausgeber vor etlichen Jahren: « Bö hat dem Nebespalter den

politischen Charakter und das künstlerische Niveau gegeben. Der Tag, an dem dem Bö der Trostpreis durch die Jury zuerteilt wurde, ist gleichsam zur Schicksalswende des Nebelspalters geworden.»

Wie erklärt sich diese Wende zum Guten? Sie läßt sich nicht mit einem Worte begründen, denn die überragende Begabung, die der Künstler mitbrachte, wohlverstanden die Doppelbegabung für Sprache und Bild, stand im Dienste eines Charakters, der den Aufgaben, welche die Zeit stellte, nicht auswich, sondern an ihnen wuchs. Die Geschichte kennt nicht manchen Fall, in dem die Freiheit des Künstlers dergestalt Hand in Hand mit der Freiheit des Bürgers ging und obendrein in die Finsternis eines sich schwarz und braun verdunkelnden Erdteiles ein so heiteres Licht strahlen ließ.

Wir stehen nicht an, den Meister Carl Böckli genial zu finden (und freuen uns dabei, daß wir dieses Wort bisher immer äußerst sparsam verwendet haben). Unter den Zeichnern seines Schlages würden wir es kaum fünfem zubilligen, unter welchen allerdings die Namen Honoré Daumier und Wilhelm Busch zu finden wären. Beim Genie sind die Erklärungen immer unzulänglich, weil das schöpferische Geheimnis nicht auszuloten ist. Wir wollen daher nicht mit ausgeklügelten Ismen um uns werfen, sondern mit schlichten Worten sagen, was uns an Carl Böcklis Schaffen anspricht.



Ernst Löpfe-Benz Herausgeber des Nebelspalters seit 1922

Carl Böckli Mitarbeiter seit 1922, Bildredaktor seit 1927



Der Zeichner Böckli hat hierzulande und heutzutage nicht seinesgleichen. Er kennt den Zauber des beschwingten Striches. Wie garstig-zackig sind doch die stümperhaften Zerrbilder, wie man sie oft in Tages- und Wochenpresse begegnet, im Vergleich mit diesen beseelten Formen, die Rhythmus und Rundung in sich haben und in ihre Umrisse auch das Ungefreute versöhnlich einfangen! Oft scheint Böckli seinen Gegenstand förmlich einzukreisen, nicht um ihn abzuwürgen, sondern um ihn gleichsam einzuspinnen und nicht selten, wie die eingewickelte Puppe ihren Schmetterling, wieder freundlicher zu entlassen. Was für eine Sicherheit wohnt nun aber in diesen Linienschwüngen! Wir wissen allerdings nicht, wieviele Skizzen vorausgehen, bis der Meister sein «Gut zum Druck» in Form des unscheinbaren Bö-Zeichens hinsetzt, aber die letzte Lösung atmet noch die Frische des ersten Entwurfes. Welch' einen Formenschatz muß der ungemein scharfe Beobachter in sich aufgenommen haben, um das Gesehene, Gelesene und Gehörte so überzeugend mit huschendem Stift zu Papier zu bringen! Das eine Mal staunen wir über die Karikatur eines bekannten Mannes, dessen Merkmale in bald freundlicher, bald schonungsloser Steigerung die Individualität überspitzen, dann wieder freuen wir uns über geglückte Typen, welche für einen ganzen Stand oder gar ein ganzes Land stehen, «einer für alle». Aber laßt einmal die tausend Hirtenknaben Böcklis antreten, so gleichen sie sich eben doch nicht wie ein Ei dem andern, so wenig als die wehleidigen Spießler oder die Amtsschimmel. Und gerade diese feinen



Ernst Morgenthaler

Das Kleid

Jeder flickt an Dir herum Jeder denkt dabei an sich
Und dies meistens schrecklich dumm Viel zu wenig auch an Dich

Das erste Titelblatt im neuen Verlag Januar 1922

Wobelspalter

Schweizerische humoristisch-satirische Wochenschrift

Birschach, 17. März 1929

55. Jahrgang Nr. 11



DER ÄLTERE ARBEITSLOSE

„Sind zwei tüchtige Hände denn weniger wert, wenn der Kopf graue Haare hat?“

März 1929

Unterschiede haben im Bildzusammenhang ihren besondern Sinn. Man staune nur über die Variation des einen Themas «Paragrafen», die vom geschmeidig tanzenden Schlinglein bis zur schmiedeisenen Stütze des Amtshausfensters reichen! Carl Böcklis Bilder hören mit dem Schlußstrich nicht auf. Jenes Bö-Zeichen ist nicht nur der letzte Zug der Zeichnung, sondern auch der Anfang des Textes, der zum Bilde gehört, nicht etwa, weil der Helgen stets der Wortkrücken bedürfte, sondern weil es den Künstler zu dieser Aussage drängt. Das Wort gehört zwingender zu Böcklis Schaffen als z. B. die Farbe und wohl auch als die plastische Wirkung anstrebenden Schattierungen. Was für eine Sprache redet nun der Wortkünstler Böckli? Nun, seine eigene! Ei, das tut ja jeder Dichter, der etwas auf sich hält. So einfach geht es nun wiederum nicht ab. Böckli hat seine einmalige Mischung von Hochdeutsch und Mundart, welche bis in die einzelnen Wörter hineingeht und Neuwörter prägt, welche oft zum Wortschatz der Dargestellten zu gehören scheinen. Es waltet hier eine kunstvolle Ironie in Worten. Was der nur der Schriftsprache Mächtige als läppisch empfinden mag, erweist sich dem Kenner der Mundart als wohlwogener Stil des Wortkarikaturisten. Gewisse Eigentümlichkeiten erschließen sich dabei beim bloßen Vorlesen nicht. Es braucht den Blick auf die besondere Rechtschreibung, um die Komik dieser Sätze und Verse auskosten zu können. Besonders köstlich sind dabei die Reime. Da die Endwirkung ja zu jedem Witz gehört und jedem Reimpaar obendrein eine Spannung innewohnt, sind wir bei jedem gereimten Gedicht doppelt neugierig, was für Paare nun zusammengegeben werden. Welch köstliche Ehen weiß da der Versefeinschmied Böckli zu stiften! Aber auch die Einsätze haben es an sich. Wie munter wirkt doch – um nur eines für Dutzende von Beispielen zu nennen – der Einfall, statt d'Fraue «Pfraue» zu schreiben. Gewiß, es entstellt, es erschwert, aber das Pf! pfeift und pfurrt doch ganz anders daher als das matte Artikelchen aus dem üblichen Sprachladen, und es gibt Leser, die beim Schriftbild «Pfraue» sogar an einen Pfau denken. Halten wir jedenfalls, ohne jedes Pülslein greifen zu wollen, die Tatsache fest, daß beim bildenden Künstler Böckli nun halt einmal auch das «Wort-Bild» zur Darstellung gehört.

Mit dem Hinweis auf die Sprache haben wir schon vom Schweizer Böckli zu reden begonnen. Der Name Böckli tönt ja so urschweizerisch und für einen Spottzeichner, der sein Böckligumpen oder seine Bocksprünge nun einmal nicht lassen kann und stöbig zu sein hat, so sinnvoll, daß es dieser Mann nicht nötig hatte, einen Decknamen zu erfinden. Nomen est omen. Der Name hat's in sich. Aber man überhöre die echt schweizerische Endsilbe ja nicht. Das angehängte -li macht den Bock liebevoll zum vertraulichen Böcklein. Wie müßte man den Mann bezeichnen, wenn er auf Stelzen ginge? Das hat Carl Böckli einmal getan, um das gespreizte Wesen Baldurs von Schirach zu verballhornen. Auf dessen hochtrabenden Ton gestimmt blies er ein Gedicht auf und unterzeichnete das Plagiat zu den Versen des reichsdeutschen Jugendführers Baldur von Schirach mit Böcklur von Steinach!

Seinen Sinn für das Schweizerische hat Böckli im Auslande geschärft. Wer und woher ist denn dieser Mann? Wir wissen kaum mehr, als er selber im Vorwort mitteilte, mit welchem

er 1938 eine Sammlung «Heitere Bilder und Verse» veröffentlichte und sich mit folgenden Worten vorstellte: «Geboren bin ich schon 1889. Seither zeichne ich. Bald ging ich in die Fremde. Erst 1919 kehrte ich in die liebe Heimat zurück. Da traf ich den Nebelspalter, wurde ihm vorgestellt und arbeitete erst zaghaft, dann eifrig und heiter mit ihm zusammen. Sein mutiger Verleger machte mich acht Jahre später zum Redaktor und sehr stolz. Ich gelte trotzdem und gern als bescheiden. Ich freue mich andauernd über meine Gabe, mich über Staubiges, Muffiges, Überhebliches so einfach und wohlverständlich äußern zu können. Böse bin ich, nach diesseitiger Ansicht, nicht. Ich könnte, wäre es mir oder Ihnen zuträglich, sehr wohl ein boshaftes Büchlein über mich selbst zeichnen. Das ist ein gutes Zeichen.»

Es wird ernst, und der Narr stellt seinen Mann

Der Nebelspalter war zu Beginn kämpferisch aufgetreten. Inzwischen war das innenpolitische Klima gemäßigt bis matt geworden. Das Witzblatt hatte die Giftzähne herausgebrochen. Es sagte sein Sprüchlein her und fühlte sich im Winkelglück geborgen. Hatte dieser Nebelspalter wohl noch Mut und



Und der Führer sprach: Nur der Tod kann uns trennen!

August 1934



September 1933

Schneid, in die Schranken zu treten, wenn es um Sein oder Nichtsein des Menschen ging? Die Vorzeichen standen gut, als sich der Horizont verfinsterte. Der Verleger E. Löpf-Benz war von der Würde des Menschen in tiefer, freiheitlicher Seele durchdrungen, und das St. Galler Volk vertraute ihm einen seiner beiden Sitze im Ständerat an, welchen er im Schicksalsjahr 1938/39 leitete. Redaktor Böckli besaß die Schaukraft des Künstlers, um das drohende Verhängnis vorzusehen und es dank seinem Darstellungsvermögen dem Volke «ersichtlich» werden zu lassen. Vor allem aber hatte er den Bürgermut, mit aller Klarheit Stellung zu beziehen. Er machte aus seinem Schweizerherzen keine Mördergrube. Wo immer die Diktatur ihr schwarzes, braunes oder rotes Haupt erhob, sagte ihr der Nebelspalter den Kampf an. Der Nebelspalter hält der Freiheit den Schwur und haßt darum die Gewalt, die Gleichmacherei und als erklärter Individualist auch jeden Massenbrei. Die brutale Macht ist seelen- und darum humorlos. Am Beispiel der «Jugend» sah man, wie das Dritte Reich mit freimütigen Zeitschriften umging, und der Zeitpunkt kam, wo auch der einst so hochgelobte «Simplizissimus» elend versimpelte. Der Nebelspalter wurde natürlich auch auf die Ehrenliste der von Goebbels verbotenen Blätter gesetzt. Darüber wurde er zur sehr gefragten geistigen Schmuggelware. Wenn jemand ein Blatt mit sich nimmt, von dem er weiß, daß es ihn ein Jahr Freiheit kosten kann, wenn er im Besitze dieses verbotenen Blattes betroffen wird, so bedeutet das auch ein Bekenntnis zu dessen Haltung. Der Nebelspalter hatte viele solcher «Grenzboten».



Von der Liebe

Hört die Welt die Kunde
Und den süßen Flötenton
Süßer Schäferstunde?
Nimmt sie nicht Notiz davon?

O Benito blase
Es in die verbohrt Welt:
Das sei die Oase
Wo man sich die Treue hält,

Wo die Liebe wachse,
Duliö und dudeldum,
Rund um eine Achse
Wie ein Windenkraut herum.

Hört die Welt die Kunde
Und den süßen Flötenton
Süßer Schäferstunde?
Wacht sie vielleicht auf davon?

Bö

September 1937

Nehmen wir es vorweg: Unser Nebelspalter hat das große Abenteuer des freien Geistes kühn gewagt und mannhaft bestanden. Damit hat er sich den Dank des Vaterlandes verdient und jedenfalls die Liebe des Volkes gewonnen. Wohl gab es auch da und dort böse Zungen, welche beim Erscheinen der Sondernummer «Endphase» vom 9. Mai 1945 erklärten, es brauche bitterwenig Mut, dem sterbenden Löwen noch einen Fußtritt zu versetzen. Der Nebelspalter antwortete mit einer neuen, unwiderleglich dokumentierten Sondernummer «Nazi-Deutschland und Nebelspalter» vom 14. Juni und fügte deutlich hinzu: «Ein Rückblick auf unsere Jahrgänge 1933–40, gewidmet den Inhabern schwacher Gedächtnisse, die uns vor-

werfen, wir hätten nazistischen Ungeist nicht bekämpft, als er gefährlich war». Vollends überzeugend wirkt der Bildquellenband «Gegen rote und braune Fäuste» (380 Zeichnungen gesammelt aus den Nebelspalter-Jahrgängen 1932–1948). Der Verleger durfte seine Genugtuung darüber aussprechen, daß sein Nebelspalter «von Anfang an und auch in den aller- ärgsten Zeiten des Druckes und der Zensur nicht ein einziges Mal vor dem Ungeist des Nazismus kapitulierte, sondern so laut und so heftig es überhaupt ging, seinen Protest im Namen der Freiheit und Menschlichkeit zu Gehör und zu Gesicht brachte». Der Nebelspalter hat seine Mission erkannt und erfüllt, und der Geschichtsschreiber zählt seine Bilder und Worte zu den mutigen Dokumenten unserer Zeit.

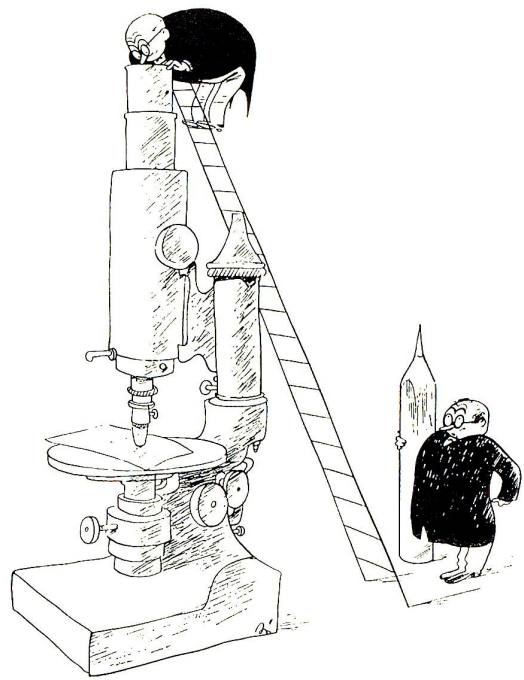
Man mag einwenden, der Nebelspalter sei aus Selbsterhaltungstrieb tapfer gewesen, um nicht der «Jugend» und dem «Simpel» nachsterben zu müssen. Ja, hätte die Menschheit nur alleweil recht viele solcher Selbsterhalter, welche nicht päkelteln und sich anpässeln. An der Tatsache, daß von allen Land-nachbarn des Dritten Reiches nur die Schweiz nicht über- rannt worden ist, hat der Nebelspalter sein erhebliches Mit- verdienst. Das gestanden ihm die Häupter der Schweizerpresse



Die Welt ist mein Zeuge!
Da schreit schon wieder ein Volk nach Erlösung.

April 1938

unumwunden zu, erklärte doch der Chefredaktor der angesehensten Schweizer Zeitung frank, daß ein Bild im Nebelspalter mehr wirke als ein Leitartikel. In den Lesesälen und Wartezimmern wurde der Nebelspalter zum gelesensten und abgegriffensten, aber auch zum meistgestohlenen Blatt. Die Soldaten schmückten ihre Unterstände und Amtsstuben ihre sonst so nüchternen Wände (und damit auch die Seelen der Bewohner!) mit den muntern Bildern. Der Verleider bei Überarbeiteten und die Dienstmüdigkeit mancher Soldaten wurden verscheucht, wenn der Nebelspalter herumgeboten wurde. Ein frohes, ansteckendes Lachen machte die Runde mit dem von Hand zu Hand wandernden Blatt. Und was ist denn solch ein Lachen? Das Schweizer Lexikon (das zwar den Namen Böckli nicht kennt und damit einen großen Bock schoß, wie es sich auch beim Übergehen des Namens Nebelspalter in seiner siebenbändigen Ausgabe [1945–48] einer Bildungslücke schuldig gemacht hat) schreibt vom Lachen, daß es eine Ausdrucksbewegung sei, die reflexartig auftrete, wenn durch gewisse, namentlich komische Eindrücke und Vorstellungen ein Zuwachs an Lebensenergie bewirkt werde. Jawohl, ein Zuwachs an Lebensenergie! Davon wird nun keiner gering denken. O hätten wir doch einen Index an Lebensenergie mit genauen Angaben, aus welchen Quellen sie gespiesen werde, und besäßen wir eine Statistik geistiger Kalorien, so würden die letzten Verächter des Nebelspalters zusammenschmelzen wie ein Häuflein Märzschnee an der wärmenden Sonne. Dann könnten wir auch den Wehrwert des Nebelspalters während des Zweiten Weltkrieges ermessen und ins Verhältnis zu großen Rüstungsausgaben setzen. Wir haben diese Wissenschaft und diese Listen nicht und verhalten uns daher noch so wie beim Essen: wir trauen dem Gluscht eines gesunden Magens einen guten Rat zu und stellen unsere Mahlzeit ohne jenes Buch zusammen, das aus der Ehe zwischen Mathematik und Küche hervorgegangen ist. Ein ähnliches gesundes Empfinden aber läßt jeden, der Fingerspitzengefühl hat, auch ohne Maßzahlen in einer Zeit, in welcher im Jahre weit über eine Million Exemplare des «Signals», der militär-politischen Zeitschrift des Dritten Reiches, in die Schweiz geworfen wurden, die Haltung und die Leistung des Nebelspalters freudig anerkennen. Er sorgte mitten im Kriege (1942/43) mit jährlich einweidrittel Millionen abgesetzten Nummern im Volke für wirksame Gegenstöße. Dabei verhehlen wir nicht, daß es Stunden gab, in denen uns die Sorge beschlich, ob unser Volk sich nicht aus dem Ernst in den Scherz der Witze über die Diktatoren hinein flüchte, um der Gefahr nicht ins Auge sehen zu müssen. Wie manche ernste Aussprache, in der das Wort seinen Tiefgang gewonnen hat, führt unversehens in seichtere Gewässer, wenn Witze den Kurs bestimmen. Und gerade der Schweizer hat eine in der Regel zwar wohlthuende, mitunter aber auch unselige Neigung zum Witz, dieser auf einen Endeffekt hin angelegten allerknappsten Form der Erzählung. Nicht alle Witzketten sind aus feinem Silber; die bleiernen belasten das Gespräch, wie es das Schweigen der Jasser erstickt. So drückte sich in der heiklen Zeit mancher um das offene Wort, indem er in Witze auswich. Wenn er sich dabei auf den Nebelspalter berief, so tat er es kaum mit Recht, denn dieser bekannte Farbe nach außen und



Zensur

«Ich traue eifach em säbe Bögli am säbe Null nüd,
das gseht us wie-n-e Schtirnlocke!»

Februar 1940



«Flüchtlingshilf? I gibe nüt!»

«Nationalschpänd? I gibe nüt!»



«Winterhilf? Jetz hört dänn alles uf,
allpot lütet öpper, Flüchtlingshilf,
Nationalschpänd, Winterhilf, ich cha doch
nüd de ganz Tag gää und gää und gää!»

Bö

Oktober 1941



Der Nebelspalter belächelt Modeauswüchse

Pfraw Knüsl-Sioux
garantiert nöd übertribe!

Februar 1943

ließ den Spießler und Feigling nicht im unklaren, was er von ihm hielt. Man muß neben die Außenpolitik des heroischen Bandes «Gegen rote und braune Fäuste» auch die der Innenpolitik gewidmeten Bände Böcklis, «Abseits vom Heldentum» und die «Seldwylereien», halten, um die ganze Erbärmlichkeit satter, selbstgerechter, innerlich und äußerlich verfetteter Helvetier zu erkennen, die in ihre Problemlosigkeit eingebettet blieben und noch sind. Aber hüten wir uns vor Überheblichkeit und Lieblosigkeit, hat doch Bö in seinen neuesten Bildbänden «So simmer» (1953) und «Euserein» (1955) uns alle einbezogen, dich und mich und sich. So wie der Kulturphilosoph Max Piccard einen Hitler in uns selbst aufspürte, so gibt es wohl auch einen Spießler in uns.

Soll der Nebelspalter einen Maulkorb bekommen?

Die Behörden teilten die Liebe des Volkes zum mutigen Nebelspalter nicht auf der ganzen Linie. Man muß ihre Haltung aus den Gegebenheiten der gefährlichen Jahre 1933–45 heraus verstehen und bewerten. Im normalen Klima ist die Pressefreiheit, wie sie der sprichwörtlich kurze Artikel 55 der Bundesverfassung gewährleistet, eine Selbstverständlichkeit. Ebenso selbstverständlich ist es, daß die Notzeit ihr Notrecht erheischt. Dieses Notrecht sollte darüber wachen, daß einerseits unser Volk eindeutig über die Geschehnisse daheim und in der Welt informiert wurde und daß es auch in freiem politischem Gespräch seine Meinung dazu sagen konnte, daß aber andererseits die Form dieser Kommentare nicht so gehalten sein durfte, daß sie unsere Beziehungen zu fremden Staaten in einer Weise belasteten, die schlimmste Folgen haben konnte. Auf eine eigentliche allgemeine Vorzensur verzichtete der Bundesrat wohlweislich, weil man sonst alles Gedruckte als staatlich gebilligt angesehen hätte. Er begnügte sich im Kriege mit einer Pressekontrolle und unterwarf nur gelegentlich ein Flankenblatt der Vorzensur. Damit blieb einmal der Apparat bescheiden und zweitens war der Gedanke der Neutralität im schweizerischen Sinne gewahrt, die, wie erwähnt, eine Leitlinie des Staates und keine Gesinnungsneutralität der Einzelnen ist. Das war richtig und klug, denn man hatte nicht vergessen, wie sich Österreich durch sein Presseabkommen mit



«Und was choscht das neu Modäll?»
«Zwee Franke pro Schtockwerk!»

Deutschland innerlich ausgehöhlt hatte. In den ersten Monaten nach Kriegsausbruch wurde den Schweizern gerne die holländische Presse als Vorbild vor Augen gestellt. Besonders eindringlich tat es ein hoher Beamter anfangs Mai 1940 vor Schweizern in Berlin. Holland habe daher, so versicherte er, infolge seiner vorbildlichen Neutralität auch nichts zu fürchten. Zwei Tage darauf wurde Rotterdam bombardiert, und eine Woche nach diesem Hinweis mußte das brave Holland kapitulieren!

Der Bundesrat überließ die Pressekontrolle der Abteilung für Presse und Rundfunk der Armee. Diese spürte den Druck, der von der deutschen Gesandtschaft her kam, besonders seit dort der herrische Botschaftsrat von Bibra sein Unwesen trieb. Er hatte in Prag jede Regung der Freiheit in Grund und Boden gestampft und führte auch in Bern eine sehr anmaßende Sprache, indem er erklärte, die Schweizer Presse schreibe allerdings nichts mehr gegen die deutsche Politik, aber – so fuhr er vorwurfsvoll weiter – auch nichts dafür. Sobald Deutschland England niedergedrungen habe, werde es die Schweiz «einsacken». Wenn noch nicht eingesackt, so war die Schweiz doch bereits eingekreist.

Was bedeutete das alles für den Nebelspalter? Besaß er als Hofnarr der Demokratie ein Sonderrecht? Schützte die bunte Schellenkappe vor der Schere? Der deutschen Gesandtschaft wurde sein Treiben bald zu bunt. Ihr Sprecher setzte es durch, daß wenigstens die Person des Führers der Karikatur entzogen wurde. Da sich der Nebelspalter immerhin noch an genügend andern Gestalten schadlos halten konnte, sprach der deutsche Gesandte bei Herrn Bundesrat Motta vor, um ihm zu sagen, daß man in Berlin um so peinlicher empfinde, als dessen Herausgeber Vizepräsident des Ständerates sei. Bundesrat Motta holte daraufhin aus seinem Buchgestell die schweizerische Verfassung und las seinem Besucher den Artikel 55 der Bundesverfassung vor, welcher die Pressefreiheit allen Schweizern gewährleistet und den Spitzen der Räte keine Sonderrechte gewährt, aber sie eben auch nicht infolge ihrer Amtsstellung besonders einschränkt. Motta bot also die Hand zur Drosselung nicht.

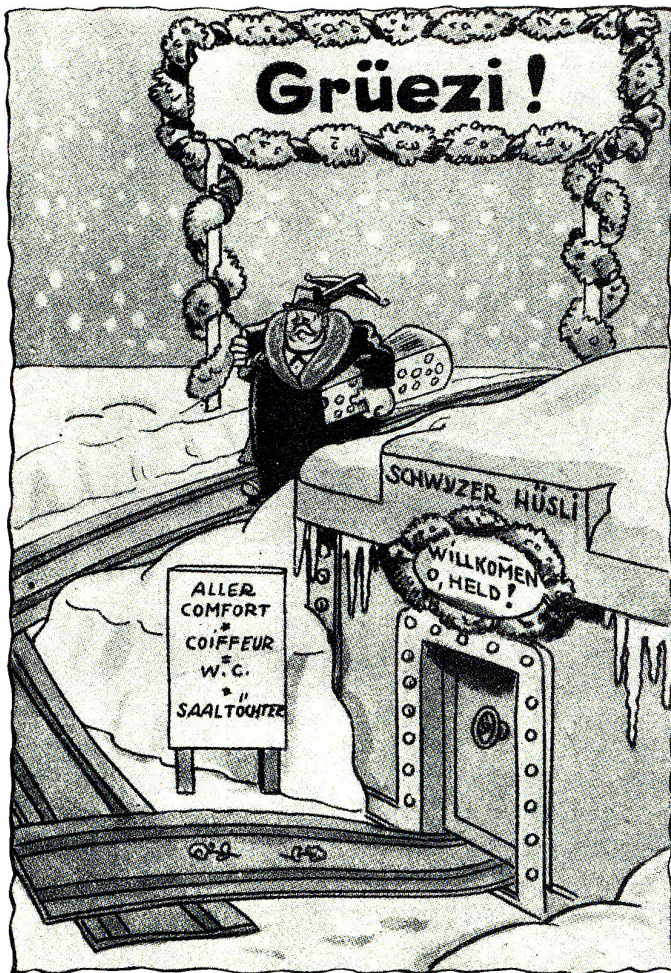
Ein Beispiel möge aufzeigen, bis zu welchem Grade das Seilziehen zwischen der Presse-Abteilung und dem Nebelspalter gehen konnte. In Prag wurde 1939 eine Reihe tschechischer Studenten, die nicht alles tatenlos hinnehmen wollten, erschossen und eine Woche lang an einer Wand als abschreckende Beispiele zur Schau gestellt. Ernst Löpfe-Benz war im Innersten über diese Untat empört und beauftragte als stets wacher Anreger einen Künstler, den Deutschen in Erinnerung zu rufen, daß ihre eigenen Studenten einst auch auszogen, um die Freiheit zu erringen. So wurde das Geschichtsbild Hodlers Auszug der Jenenser Studenten und das Zeitbild mit den Prager Opfern einander unmittelbar gegenübergestellt. Das Bild wurde in seinem blutigen Ernst verstanden, trug aber dem Verleger von dem in St. Gallen domizilierten Kreischef der Abteilung Presse und Rundfunk den schärfsten Tadel ein; es werde der Antrag auf Vorzensur gestellt. Der Verleger legte Rekurs ein. Wenn der Nebelspalter auf solche Darstellungen verzichten müsse, so sinke er auf das Niveau der «Fliegenden Blätter» herab und könne seine «heute besonders



September 1945

wichtige Mission, das Freiheitsgefühl des Schweizervolkes zu stärken, nicht erfüllen». Er erklärte offen: «Wir Schweizer als Bürger eines kleinen Landes empfinden jenes Ereignis als besonders schwer. Schweigen schien mir in diesem Falle Schwäche. Schwäche aber fördert den Respekt vor uns nicht.» Oberst Plancherel, der verantwortliche Chef der Presseüberwachung verschloß sich in langer Unterredung als hochgesinnter Mann diesen Gedanken nicht, und die Vorzensur unterblieb.

Geradezu widersinnig war das Vorgehen der militärischen Zensurorgane in einem Falle, da sich der Nebelspalter gegen die Verspottung unserer Armee kräftig wehrte. Die «Münchener Illustrierte» hatte nämlich 1939 einen Schweizer Soldaten dargestellt, der beladen mit Würsten, Käse, Getränken und einer Armbrust, über einen mit Teppich belegten Weg dahin geht; Kälte und Nässe vermögen ihm nichts anzuhaben, denn dichtes Pelzwerk schützt ihn, und auch der Bunker, dem er zustrebt, sieht innen wohl einem feinen Gasthof ähnlicher als einer Burg, in der es alsobald auf Leben und Tod gehen kann. Der verärgerte Verleger des Nebelspalters dachte sofort an



Der Bundesrat eines Alpenstaates beschließt, um nach dem Krieg ein Europäisches Stimmrecht zu haben, einen seiner Bürger als Freiwilligen an die Ostfront zu entsenden. Die Deutsche Wehrmacht verpflichtet sich für einen komfortablen Tresor-Bunker, eine Lebensversicherung über 1 Million Franken und einen mit Teppichen belegten Anmarschweg zu sorgen.

Wie die «Münchener illustrierte Presse» in ihrer Nr. 1 des Jahrganges 1942 die Schweiz sah.

Wegen Abdruck dieses Bildes aus der «Münchener Illustrierten» wurde der Nebelspalter konfisziert

Januar 1942

eine Antwort. Er vereinbarte mit Böckli, das Bild kurzerhand abzudrucken und darunter zu schreiben «Wie die «Münchener Illustrierte» die schweizerische Armee sieht». Es war eine reine Wiedergabe, ein Beitrag zur Dokumentation. Wie verhielt sich nun die militärische Zensurstelle? Gegenüber dem Münchner Blatt tat sie zunächst überhaupt nichts. Erst vor dem Erscheinen der neuen Nummer griff sie zu und konnte noch einiger Hefte habhaft werden. Als aber der Nebelspalter das selbe Bild mit der harmlosen Quellenangabe veröffentlichte, da zog die Zensur vom Leder: es wurden nicht nur

am Erscheinungstage um 6 Uhr früh die gegen 20 000 Exemplare auf allen Bahnhofskiosken der Schweiz beschlagnahmt, sondern auch dem Rorschacher Postbürochef verboten, die abonnierten Hefte zu spedieren. Der Rekurs wurde zwar – allerdings nach 6 Tagen – von der obersten Instanz unter Oberstleutnant Chapuisat in allen Teilen gutgeheißen. Inzwischen war aber bereits eine neue Nummer am Erscheinen, und der Nebelspalter hatte mit teurem Lehrgeld erkannt, daß es nicht immer leicht ist, in der Verteidigung der Armee deren untere Instanzen zu überzeugen.

Später übernahmen die politischen Behörden die Aufsicht über die Presse, und nun sorgte der Pressefachmann Prof. Dr. K. Weber dafür, daß den Journalisten mehr Atemraum gegönnt und der Nebelspalter nicht in einen Schnürleib gesteckt wurde; diesen freien Geist atmete auch seine spätere Rechenschaft «Die Schweiz im Nervenkrieg, Aufgabe und Haltung der Schweizerpresse in der Krisen- und Kriegszeit 1933–1945» (Bern 1948). Das Dritte Reich, das sich in das russische Abenteuer verbissen hatte, sah bald dringendere Sorgen vor sich, als den Schweizern auf die Finger zu klopfen. So sahen auch die Aufseher eher durch die Finger als zuvor. Als dann die ganze Aufpasserei wegfiel, widmete ihr der Nebelspalter am 21. Juni 1945 den Nachruf:

Die Tante, die uns gschweigte,
Die uns bei jedem Wort
Den Zeigefinger zeigte,
Ging ohne Abschied fort.

Sie ging, dem Land zum Segen,
Wenn auch ein bißchen spät,
Stoßt an mit mir, Kollegen
Der andern Fakultät.

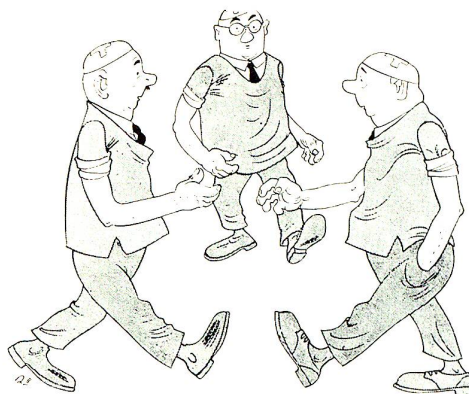
Sie wird nicht mehr verwässern,
Was ich und ihr getan.
Stoßt mit den Tintenfässern
Auf ihr Verschwinden an.

Man vernahm aus dem Nebelspalter nun auch die Stimme des Mitfühlens mit dem edlern Deutschland, dessen innere Freiheit uns je und je teuer geblieben war, und so freute sich der Nebelspalter mit dem ganzen Schweizervolk über die wirklich freien Deutschen, zu denen auch der hochangesehene Bundespräsident Theodor Heuß gehörte, der das offene Wort sprach: «Die Karikatur hat den gesellschaftlichen Zweck der Kritik. Sie gehört zum Journalismus.»

Vom Längsschnitt zum Querschnitt

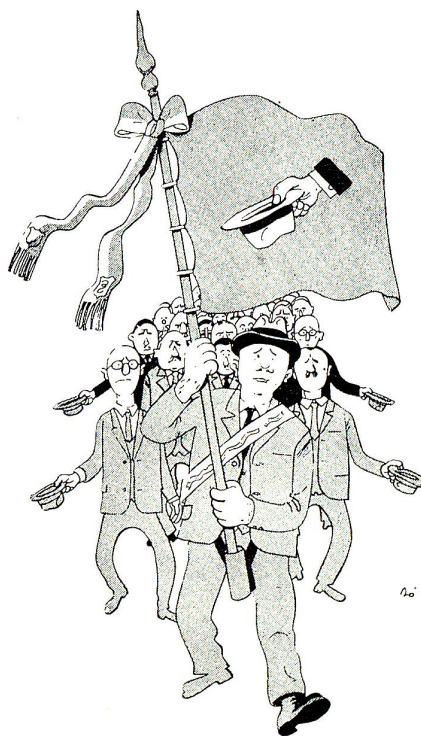
Der Nebelspalter hat den Zweiten Weltkrieg nicht nur überstanden, sondern sein Mut lohnte sich, geistig und sogar geschäftlich. Die Wochenschrift ist nicht mehr das schütterte Blättchen von 8 Seiten, das Löpfe-Benz übernommen hatte. Heute ist sein Umfang auf das Fünffache angewachsen, und die Auflage stieg schon mitten im Kriege auf über 20 000 Stück; heute ist sie auf rund 40 000 Exemplare angewachsen. Die rund 1500 Bezüger im Ausland, größtenteils Überseer,

unter den Abonnenten freuen den Verleger ganz besonders, beweisen sie doch, daß sie im Nebelspalter einen treuen und frohen Heimatboten sehen; zugleich aber beweist die in weiter Welt wohnende Leserschaft auch, daß in unserer Wochenschrift neben der schweizerischen auch die allgemein menschliche Saite voll erklingt. Im übrigen könnten gerade unsere Mitbürger in der Ferne einen merkwürdigen Sachverhalt berichten: Im Auslande lieben die Staatsmänner ihre Karikatur, weil sie volkstümlich macht, in der Schweiz verbittet man sie sich, weil sie bei den Wählern herabsetze. Auch die Verwendung von Kantonswappen in lustigen Zeichnungen erträgt nicht jeder Stand. Als einst nach mißratenen Verneblungsversuchen, denen im Kanton Uri Vieh zum Opfer gefallen war, der Uristier mit einer Gasmasken gezeigt wurde, hörte man das Grollen der Tellensöhne bis nach Rorschach deutlich. Auch die Thurgauer Nachbarn schimpften mitunter über den Hag, während die Basler an einer Fasnacht erklärten, der Nebelspalter sei der Basler Ironie kongenial. Aber wir wollen nicht in den Föderalismus der Witzekunde abgleiten, worüber sich von Basel bis zum Wälschdörfli des Churers Hitsch vieles sagen ließe, aber immerhin vermerken, daß der Nebelspalter in der Folge «Oh, mein Türmlikon» (25 Städtebilder aus dem Nebelspalter) seinen liebenswürdigen Beitrag zum bündischen Aufbau leistete; Alfred Kobel schmückte ihn mit duftigen Bildern, während sich unter dem Decknamen des Textdichters S. Türmler einer der allerhöchsten Bundesbeamten verbirgt. In den Nebelspalter zu schreiben und zu zeichnen setzt in den Augen des Volkes längst nicht mehr herab. Der Verleger hatte dank seiner edeln Gesinnung in Philius den begabtesten Schweizer Feuilletonisten zur Mitarbeit gewinnen können, der durch seine Kommentare zum großen Volkserzieher ohne jedes Schulschmäcklein und sonder Kreidestaub geworden ist, und wo er eifert, geschieht es aus Liebe. Und wie köstlich einfach, liednahe und im besten Sinne rührend sind doch die Gedichte von Albert Ehrismann, die mitunter feinsinnige Leser auswendig lernen, denn sie sind schön. Aber auch die epischen Proben lassen sich sehen. Franz Mächler, der heutige junge Textredaktor, konnte unter dem Titel «Ganze Schweiz: sonnig und heiter» 25 fröhliche Geschichten aus dem Nebelspalter büscheln. Spaß und gelindes Mitleid empfindet man auch beim Lesen der Geschichten rund um den «Ferdinand», den wir der freigebigen Phantasie Kaspar Freulers verdanken. Und das Theater? Es bekam natürlich eines Tages seine sprühende Sondernummer, die Wolf Barth zeichnete. Weit wichtiger aber ist, daß der Nebelspalter zum Herold der heute blühenden komischen Kleinbühne geworden ist. Jahrzehntlang hat man den Schweizern die Begabung für das Kabarett kurzerhand abgesprochen, bis eines Tages unter Walter Lesch der lebendige Gegenbeweis geboten wurde. Und was stand in der Anzeige, welche das Publikum zum Besuch einladen sollte?: Cabaret Cornichon – «es ist echter Nebelspalter!». Wir denken dabei einen Augenblick an den eingangs erwähnten Ursprung des Namens zurück: aus dem alpinen Spott und Brauch war eine heitere Wochenschrift und aus dieser wiederum – diesmal allerdings im alten Kern der größten Stadt – ein Kabarett der Bohémiens geworden, womit ein Kreis sich geschlossen hat. Es ist auch kein Zufall, daß der gesuchteste



Treffen sich drei Eidgenossen
Reichen sie sich still die Hand
Und dann wird ein Pakt geschlossen
Und dann sind sie ein Verband

Und sind nicht mehr so bescheiden
Sondern haben einen Mund
Und beschließen Not zu leiden
Und gelangen an den Bund



Die Bettelei der Vereine und Clubs nimmt überhand

Wir halten Treu und halten Schtand,
Höch flattert unser Freuntschaftsband,
Dem Land zur Ehr, der Schtadt zur Zier,
Bittibätti sei s Panier!

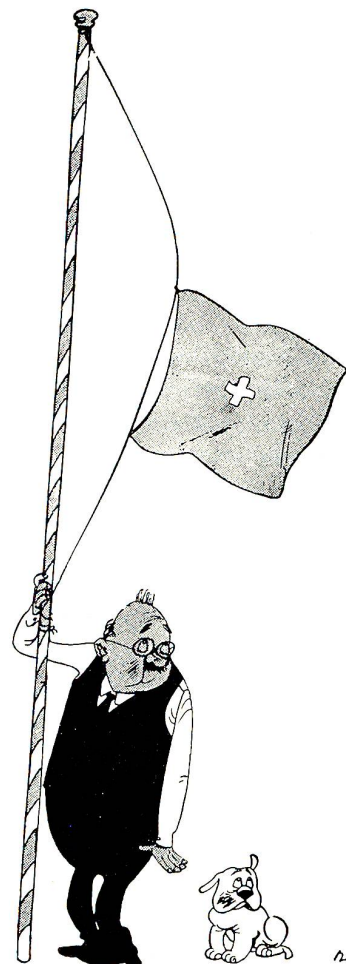
Chanson-Dichter, W. Wollenberger, heute seinen «Rorschacher Trichter» hat. Auch der ungemein versgewandte Fridolin Tschudi sei nicht vergessen, wenn er seine grundgescheiten Worte gleichsam zu niedlichen Körbchen flicht. Wer für die Textauswahl einer anspruchsvollen humoristischen Zeitschrift verantwortlich ist, muß neben dem Sinn für das Pfiffige und Spritzige auch jene Umsicht gewinnen, die für Abwechslung bürgt. Er muß zudem sehr einführend sein, denn manche Schreiber sind schwierige Gesellen. Franz Mächler verbindet diese Eigenschaften, und er weiß um die gemeinsame Wurzel des Musischen und des Menschlichen. Er hat seine Liebe zum guten Menschenwort.

Dennoch: das Gesicht verleiht dem Nebelspalter doch das Bild. Er ist keine Fasnachtszeitung, sondern ein Kunstblatt, wie Linus Birchler schon 1933 im «Vaterland» schrieb, wo er noch hinzufügte, er müsse, wenn er eine Nummer zur Hand nehme, meistens auch daran denken, daß nun wieder einem Künstler für etliche Tage die Lebenssorgen abgenommen seien. Wir wollen in unserer zeitungsseligen Zeit, welche die Bilderschleusen der Photographen so geöffnet hat, daß ein großer Teil der Leserwelt nur noch Bildlegenden liest, nicht gering von dieser Künstlerhilfe denken. Die Graphische Sammlung der ETH öffnete dem Nebelspalter die Türen zu einer Ausstellung. Die Kunsthistorikerin Doris Wild ge-

Der Nebelspalter meidet die Zote und den billigen Spott.
Illustration aus Werbe-Prospekt



P. Bachmann

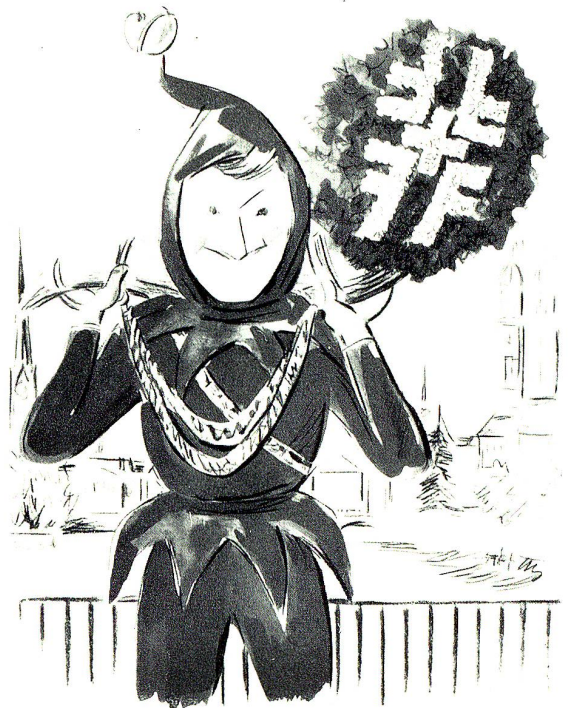


Jammermeier ist nicht umzubringen

Es gaat eus e chli z guet. Grad das macht eim bang,
Weiß der Gugger wie solches noch ändet,
Wänn zum Beischpiel emal über churz oder lang
Die Gunsch des Schicksals sich wändet
Dänn trifft eus vielleicht der Götter Zorn.
Laßt an die Zuekumpft uns tänken
Und lieber schon heut schtatt erscht übermorn
Die Fahnen auf Halbmascht hänken!

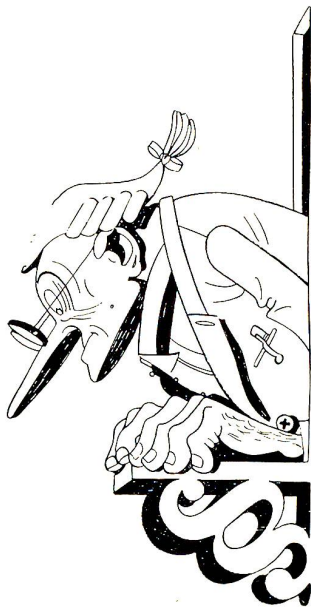
staltete im Zürcher Helmhaus eine Nebelspalter-Schau, die solchen Zulauf fand, daß Stadtpräsident Landolt ihr nachher noch drei Wochen lang Gastrecht im Zürcher Amtshaus gewährte, wiewohl – oder gerade weil? – der Amtsschimmel zu den Leitmotiven gehörte. Fürwahr, ein seltener und darum um so köstlicherer Freimut! Eines Tages wird ein Kenner wohl eine kleine Kunstgeschichte des Nebelspalters schreiben und damit den Bildredaktor in Kapiteln würdigen, was wir nur in Stichworten andeuten können. Rund um Böckli, dem im Jahr etwa 15000 Zeichnungen eingereicht werden, hat sich ein Stab angesehener Mitarbeiter versammelt, die es hinter den Ohren, im flinken Stift und im Herzen haben. Nennen wir nur den edeln Gregor Rabinovitch, der zum Bildanwalt des Menschlichen geworden ist. Und im gleichen Atemzug, im

gleichen Herzschlag fügen wir Fritz Gilsu hinzu, der mit wachem Gewissen und behendem Stift an der tapfer-muntern Bilderchronik der Weltgeschichte mitschreibt. Bei Ernst Schoenenbergers schmissigen Figuren schimmert der Beruf des Dessinateurs in einem alten Zürcher Seidengeschäft durch; was er sich im Dienst der Mode versagen muß, lebt sich im Modejournal der Übertreibungen saftig aus. «Humor ist Erkenntnis der Anomalien», schrieb einst Friedrich Hebel in sein Tagebuch. Gerade durch das Herausstellen des Maßlosen, z. B. in der Überschätzung des Sportes durch Barberis, weckt der Nebelspalter den gesunden Sinn für Maß. Beim Weiterblättern purzeln Giovannettis Figuren heran, während Alfred Kobel als Illustrator seine leichtesten Weisen wie Seifenblasen aus dem Text emporsteigen läßt. Altvertraute Namen verjüngen sich beim Durchgehen der Bildbände immer wieder, man denke an Jakob Nef und Paul Bachmann, den Zeichner-Philosophen, der für schweizerische Geschehnisse immer wieder neue Bildformeln ersinnt. Cay, Wälti und Laubi dürfen in dieser Reihe ebenfalls nicht fehlen. Auch der



Eidgenössisches Turnfest 1955
Der Nebi grüßt die Turner!

Juli 1955



«Was heit Ihr wölle?»
«Nüt.»
«Da müeßter zerscht es diesbezüglichs
Gsuech iireiche!»

Name Merz hat seinen guten Klang und ruft uns liebenswürdige Zeichnungen in frohe Erinnerung. Von Hans Moser meldet Robert Däster im Vorwort zur Bilderfolge «Das ewig junge Volkslied» den Ausspruch: «Ich tue nur ein paar Schritte und sehe die komischsten Dinge, und andere gehen Meilen, und nichts vermag sie zu erheitern.» Nun, dank dem Nebelspalter haben Zehntausende wenigstens das Lachen in schwerer Zeit nicht verlernt, und nicht minder viele haben es verfeinert. Wo ausländische Witzblätter von Zoten strotzen, achtet der Nebelspalter die Würde der Frau (die übrigens im Bethli ihre Freundin zu schätzen weiß). Es war und blieb der vornehme Grundsatz von Löpfe-Benz, eine Zeitschrift zu haben, welche man vor den Kindern nicht verstecken müsse. Und ein Feldprediger anerkannte eine zweite Grundtugend: «Nie treibst Du Spott mit dem Heiligen», schrieb er dem Nebelspalter. «Hinter Deinem Spott steht spürbar tiefe Liebe.» (Peter Vogelsanger.)

Wer hätte es noch nie erfahren, daß politische Kampfhähne nach einer Sitzung beim gemütlichen Hock gemeinsam in den Nebelspalter guckten und vorderhand eins im Lachen wurden, was so entspannend wirkte, daß einer vorschlug, man möge künftig den Nebelspalter vor der Sitzung ansehen. Durchgeht einer viele Bände der Wochenschrift, so tritt immer wieder die Gestalt des wahren und ach von den Machthabern immer wieder verratenen Friedens auf. Man übersehe diese Taubenflüge nicht, wenn man die Igelstacheln ver-

spürt. Ob wohl eines Tages der Humor auch international so entspannend wirken kann und darf, wie er es dank dem Nebelspalter innenpolitisch seit Jahrzehnten tut. Der Humor gehört zum Burgschatz im schweizerischen Burgfrieden, und selbst die Zeitungen verargen es dem Rorschacher Blatte nicht, wenn es ihre Druckfehler zusammensucht und gewöhnlich ungemein witzig kommentiert. Hut ab vor diesem Sprach-erzieher und Oberlehrmeister der Schriftsetzer und Gesellen! Auch die Schwarze Kunst braucht die hellen Lichter. Und die schwarzen und ledernen Seelen aller Stuben erst recht. Nebelspalter, sorg weiterhin dafür, daß der Griesgram nicht König und Frau Malaise nicht Königin im freien Schweizerlande werden!



Franz Mächler
Redaktor
des Nebelspalters
seit 1952



Bei der Begutachtung von Pflegeplätzen sollten Frauen mitsprechen.

«Es haben viele mitgesprochen, als ich verdingt wurde.
Aber eine Mutter war nicht dabei!»

Mai 1956

Vom Humor

Der griechischen Tragödie folgt das heitere Satyros-Spiel. Halten wir es hier umgekehrt, indem wir nun unsern muntern Streifzug besinnlich schließen.

Zu den Merkmalen, welche den Menschen über das Tier erheben, gehören die Sprache, das Gedächtnis, die bildliche Darstellung und das Lachen. Das sind allerdings nicht gar alle Kennzeichen, die als Grenzpfähle zwischen dem Menschen und dem Tierreich gelten; aber alle diese echt menschlichen Grundzüge sind für unsere Betrachtung wesentlich. Was wäre der Humor und damit sein bunter Geschäftsträger in der Schweiz, unser Nebelspalter, ohne das träge Wort, die bündige Glosse, den bald besinnlichen und den bald angriffig-pfiffigen Spruch! Aber sein Gesicht verleiht ihm doch eben der Meister Strich mit seiner frohgewandeten Magd, der Farbe. Das Lachen endlich ist das Zeichen, woran man in Lesesaal und Eisenbahnwagen den Nebelspalter-Leser erkennt, was ihn von den Lesern anderer Wochenschriften oder der Tageszeitungen unterscheidet. Und warum soll es nicht unter den 400 ernstesten Schweizer Zeitungen einen ausgefallenen Gesellen geben, der lacht und lächelt, und ganz besonders, wenn der Zeitungsernst mitunter in tierischem Ernste zu erstarren droht! Dann doppelt willkommen, du freundlicher Auftauer der festgefrorenen Kapitalien der Seele! Sobald es in der Welt unmenschlich oder unheimlich übermenschlich zugeht, brauchen wir auch den tapfer-heitern Narren, dessen Szepter ein guter Eichstab des Menschlichen bleibt – es braucht Humor. Ist es ein Zufall, daß Humanität und Humor im Wörterbuche auf dem gleichen Blatte stehen?

Humor! Humor? Was ist denn das? Wir wollen eine Begriffs-umschreibung aus dem Busch klopfen. «Humor ist, wenn man trotzdem lacht», sagte Wilhelm Busch, d. h. Wilhelm der Schmunzelnde zur Zeit Wilhelms des Schnäuzigen. Das «Trotzdem» will uns indessen nicht recht behagen, wiewohl es natür-

lich dieses Witzes Kern ist und die allerdings häufige dunkle Grundstimmung der Heitermänner bezeichnet, von denen ja mehr als einer – man denke nur an den Zeichner Paul Simmel und den Lustspieldichter Ferdinand Raimund – am Leben verzweifelten. Feuerbach umschrieb das Wesen des Humors treffender: « Der Humor trägt die Seele über Abgründe hinweg und lehrt sie mit ihrem eigenen Leid spielen. Er ist eine der wenigen Tröstungen, die dem Menschen treu bleiben bis ans Ende. »

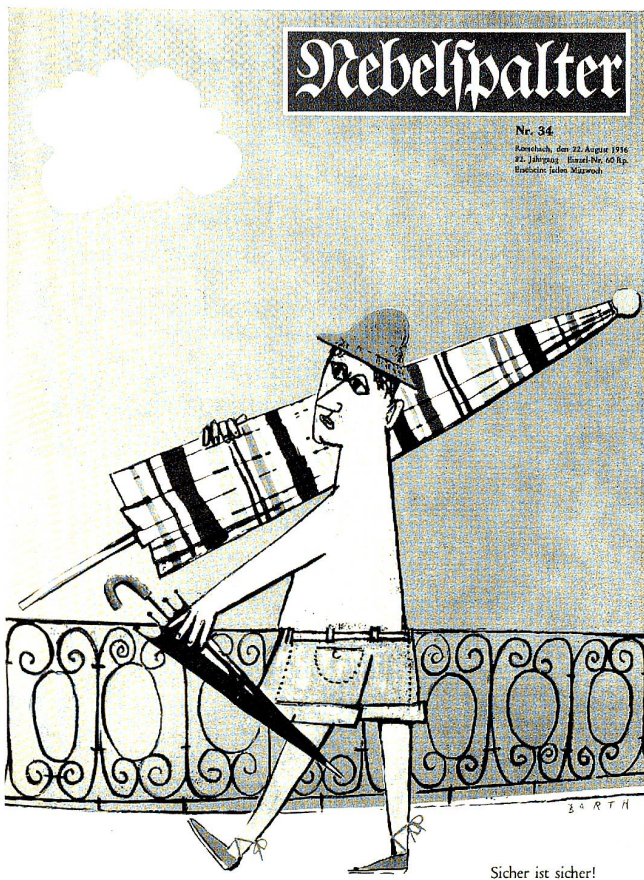
In diesen Worten ist eine innere Verwandtschaft mit dem Glauben angedeutet. Gottfried Keller nennt den Humor denn auch einen Seelentrost. Sein Humor war indessen kein Riß im Goldgrund seines poetischen Weltbildes, sondern die Grundstimmung seiner Seele. So wie der Föhn eine ganze Gegend lebendiger zu tönen vermag und die Ferne vertraulich näher rückt, so vermag echter Humor unser Leben zu be-seelen. Man freut sich aus der Gewißheit, daß bei allen Ver-stiegenheiten und anscheinenden Unstimmigkeiten im Leben letzten Endes doch eine gute Ordnung waltet. Mag sie sich zu Zeiten auch verschleiern, sie bleibt doch da. Das frohe Lachen ist Bürge. Man lebt in dieser Zuversicht, mögen die tausend und abertausend Besserwisser, welche sich so gerne als Gottes Rechnungsrevisoren gebärden, noch so eifrig sturm-laufen und beckmessern. Aber auch die Wehleidigen, die Krückenseligem, sollen vom Humor, dem harmlosen Flur-wächter der Gesellschaft, gelegentlich einen Schuß attischen



Barberis

Bild 9 aus unserer Serie: *Galerie berühmter Zeitgenossen*
«Jackie» Fatton – FC Servette

Oktober 1955



August 1956

Salzes in die untersten Rückenwirbel bekommen, damit diese Tagediebe wie die Traubendiebe auf den rechten Weg zurückgewiesen werden.

Der Nebelspalter nennt sich eine «humoristisch-satirische Wo-chenschrift». Der Humor verbreitet das heitere Klima, die Satire sorgt für die angriffigen Spitzen. Der Nebelspalter nennt den Humor mit gutem Grund an erster Stelle. Wer nur grinst, verachtet und haßt den Menschen. Wer aber lacht, seelenfroh lächelt, der liebt den Menschen. Der giftige Spötter meint nur den andern, eben das «Opfer». Wer aber weise lächelt, bezieht sich in heilsamer Selbstironie in die Gemein-schaft derer ein, die noch unterwegs zur Vollkommenheit sind. Aus der Höhe des Geistes sieht er in der lichten Luft der Heiterkeit sich selber als kleinen Wichtigtuier in allerlei Halb-fertiges hineinverstrickt. Auch wenn ihn die Mitmenschen unter die Sterne erster oder doch zweiter Größe rechnen, weiß er alleweil Urlicht und bloßen Widerschein auseinanderzu-halten. Wir danken dem Nebelspalter dafür, daß er mithilft, die Heiligenscheine zu rationieren und unser aller Lebenslust zu steigern. Daher ist er im ursprünglichen Sinne des Wortes lustig.



Die Eisrevue

Februar 1955



In memoriam Herstwahl 1955

En Landsgmäändmaa schpöttlet über d Kumuliererei.
«Hetocht än Narre – i to nöd dopplet schtimme – i to grad kumuliere!»

Mai 1956

Dem alten jungen Nebelspalter

Von René Gilsli

Dies unser kleines Land ist dennoch schön
Es hat Gebirg und Tal, hat Frost und Föhn
Und Hagel, Schnee und kalten Regen auch
Und in den Niederungen Nebelhauch

Der Nebel ist das trübe Einerlei
Es ist kein Hauch, es ist ein Nebelbrei
Er deckt uns zu und legt sich aufs Genick
Helvetisch zäh und europäisch dick

Hört da – ein fröhlicher Fanfarenstoß
Was ist mit unserer Atmosphäre los?
Vergnüglich brodelte es mit einemmal
Und durch das Dunkel blitzt ein Sonnenstrahl

Wer hat die grauen Schwaden ausgekehrt?
Wer teilt die Wolken mit dem Nebelschwert?
Das ist im roten Kleid ein kleiner Mann
Er hilft der Sonne, daß sie scheinen kann

Er tut es gern und ohne großen Dank
Sein Hemd ist sauber und sein Schwert ist blank
Er dient sich selbst und keinem andern Herrn
Man hat ihn gerne – und er hat uns gern

Und als der Nebel anno dazumal
Auf den Gehirnen lag im Berg und Tal
Und dick und braun und schleimig näher kroch
– Es ist nicht lange her – wir wissens noch

Hat er mit klarem Kopf und fester Hand
In die verdammte giftige Nebelwand
Manch langen Riß, manch schönes Loch gehaun
Durch das der Himmel und die Sterne schau'n

Manch Einen hats gefuxt. Uns hats gefreut
So mag es bleiben. Und so mag er heut
Hoch überm Nebel und im Sonnenschein
Mit seinem Tagewerk zufrieden sein

Aus der Festschrift zum 75. Geburtstag des Verlegers